

*Nur einmal hab ich sie begehrt  
Nur einmal - jetzt und immer wieder  
Aus meinem Herzen sie verbannt  
Doch mich so tief an ihr verbrannt  
(Lacrimosa: „Stumme Worte“)*

Er kannte Josephine Stendal noch nicht lange, aber doch lange genug, um zu ahnen, dass sie eine von denen war, die in anderen Menschen häufig Unmut hervorriefen. Nicht, dass sie laut gewesen wäre oder viel Ärger verursacht hätte. Nein, es war ihre bloße Anwesenheit, die zum Widerspruch reizte, weswegen sie in den Pausen auch immer allein auf dem Schulhof stand. Alexander Bittner selbst war einundfünfzig Jahre alt und wusste nicht, was er von diesem eigenartigen Mädchen zu halten hatte. Sie war fünfzehn. Ein Alter, in dem man vieles verzieht. Josephine Stendal jedoch schien überhaupt keinen Wert auf Verständnis und Nachsicht zu legen. Sie war schweigsam und lächelte selten. Normalerweise kam sie pünktlich, doch nicht an diesem Tag, wie Bittner nach einem schweifenden Blick durch den Klassenraum feststellte, denn ihr Platz war leer. Bittner seufzte und zog seine Taschenuhr aus der Hemdtasche. Er ließ sie aufgeklappt auf dem Pult liegen, eine Geste, die jeglichen Sinns entbehrte, weil er eine Armanduhr trug. Sie war zu einer seiner vielen eigensinnigen Marotten geworden, die immer wieder Anlass zu Spott auf Schulfesten bot, auf denen Lehrer übertrieben imitiert wurden.

Diese Klasse unterrichtete er erst seit wenigen Wochen. Normalerweise wandte er seine Kenntnisse in Musik und Biologie nur in der Oberstufe an, die sich auf das Abitur vorbereitete. Kids in dem Alter mussten weit mehr geführt, geleitet und zurecht gewiesen werden als die vernünftigeren Beinahe-Erwachsenen, an die er gewöhnt war. Nichtsdestotrotz musste er nun als Vertretungslehrer für die jüngeren Schüler einspringen.

„Wo ist Josephine?“ Sein Blick glitt erneut durch die Reihen, blieb aber an keinem Gesicht hängen. Josephine wäre ein unscheinbares, wengleich leidlich hübsches Mäuschen gewesen, das in der Masse versunken wäre, hätte sie sich anders gekleidet und einen anderen Haarschnitt gehabt. Aber mit ihren knallrot gefärbten Haaren, die in weichen Kaskaden bis weit über den Rücken fielen, blieb sie sogar im

Gedächtnis des vergesslichen Bittner verankert. Der Gedanke lag nahe, dass Josephine durch ihr Äußeres reizen und rebellieren wollte. Zu ihren auffälligen Haaren, den schwarzen, schweren Schnürschuhen, weiten Cargohosen, die zuweilen bis tief über die Hüftknochen rutschten und den bunt bedruckten, engen Oberteilen, die den Bauch bis knapp über den Nabel frei ließen, passte ihr widerspenstiges Benehmen. Bald aber schon war Bittner klar geworden, dass es mitnichten um Provokation ging. Es war Josephine schlicht egal, was ihre Mitmenschen von ihr dachten und nichts anderes schlug sich in ihrer ganzen Art nieder. Seines Wissens nahm sie nie an den Unternehmungen teil, die die Anderen organisierten, was er für bedenklich hielt. Aber sie schrieb gute Noten – alles andere hatte ihn nicht zu interessieren. Bittner hatte gehört, dass sie in sprachlichen Fächern herausragende Leistungen brachte.

„Die kommt sicher noch. Hat vielleicht zuviel gesoffen gestern Nacht.“ Paul sagte das, als wäre er sich dessen sicher – und als hätte Josephine eine ansteckende Krankheit, die sie als Stigmatisierte entlarvte.

„Woher weißt du das?“

„Ich weiß es nicht, ich vermute es.“ Paul, mit schräg gelegtem Kopf und schwarz geglänzte Haaren, die ihm in Strähnen über das Auge fielen, verschränkte die Arme und seine Jeansjacke raschelte.

„Keiner weiß wirklich, was sie tut. Sie ist wie die Sphinx, unnahbar und geheimnisvoll. Grrrr.“

„Und so hässlich, die Sphinx hat nämlich einen ganz grimmigen Blick und ihr fehlt die Nase“, gab das Mädchen, dessen Name Bittner nicht einfiel, ihren Senf dazu. Sie war großgewachsen und schlank, außergewöhnlich hübsch, mit solariumsgebräunter Haut und blondiertem Engelshaar. Wie Engelslocken hätten Josephines Haare auch gewirkt, wenn es blond gewesen wäre, schoss es Bittner durch den Kopf. Aber so? Engel mit rot gefärbtem Schopf hätten sicherlich in Kreisen der christlichen Kirche auch bei breitem Interpretationsspielraum keinen Eintritt gewährt bekommen.

Paul drehte sich zu seinen Mitschülern herum, die alle auf das Stichwort ihres Anführers warteten, um endlich die angestaute Anspannung in dümmlichem Gelächter entladen zu können.

„Weiß jemand, ob Mona Lisa Alk konsumiert? Oder kifft sie nur?“ Eine fast lautlose Welle aufkeimenden Gelächters schwappte heran.

„Mona Lisa?“ Bittner konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen, obwohl es eigentlich ungerecht war.

„Na, sie lächelt doch genauso blöd. Manchmal im Unterricht, da wirkt sie vollkommen entrückt, wenn man sie ohne Vorwarnung anguckt. Dann hat sie aber auch Pupillen so groß wie Schweineeimer.“

„Wusstet ihr, dass man berechnen kann, wie viel Freude, Skepsis, Zorn und Traurigkeit in dem rätselhaften Lächeln der Mona Lisa steckt? In Prozentzahlen.“

Augen folgten ihm, gut, er hatte sie wieder im Bann und damit im Griff. Vielleicht war sein Erzähltalent, das automatisch und sogar gegen den Willen fesselte, das einzige, über das er verfügte, auf jeden Fall war es das größte. Abgesehen von der Musik.

„Wie – Zorn? Die Mona Lisa ist doch nicht wütend! Sie lächelt sanft und ein bisschen bekloppt.“

„Die Zahl ist verschwindend gering, aber etwas Zorn steckt in ihrem Blick, glaub es mir, Paul. Es braucht mehr als ein bisschen Menschenkenntnis, um Menschen richtig einschätzen zu können, manche präsentieren uns sehr professionell eine perfekt aufgesetzte Maske.“

Die Tür ging auf und eine Flut von roten Locken erschien im Türrahmen. Darunter ein Mädchen, so schmal, das es fast schwächling wirkte, mit schwarz umrandeten Augen, bleichen Lippen und – tatsächlich – riesigen Pupillen, die so groß waren, dass sie die graublau Iris ihrer Augen beinahe verdeckten. Es war recht dämmerig in den Raum mit den kleinen Fenstern, rief Bittner sich ins Gedächtnis, da hatte jeder so große Pupillen. In dubio pro reo.

Josephine trug ihre weiße, mit schwarzem Edding bekritzelt Tasche unter dem Arm, die vor Büchern fast aus den Nähten platzte. Ihre Lederjacke war eindeutig italienisch teurer Bauart und so schlicht geschnitten, dass sie mehr einer Männerjacke glich als einem Blouson, den Mädchen in dem Alter trugen, die sich gern aufbrezelten und mit ihrer frisch erblühten Weiblichkeit kokettierten. Sie schien unglaublich viel zu lesen, denn ihre Tasche war ständig so prall gefüllt und eigentlich viel zu schwer für sie. Vermutlich trug sie ihr gesamtes Taschengeld in die Buchhandlung. Oder zum Dealer auf dem Schulhof.

Bittner schalt sich einen alten Narren. Nur weil Mr. Perfect und Klassenclown Paul, der gern erwachsen sein wollte, aber weit davon entfernt war, etwas behauptete, schuf das noch lang keine krisensichere Grundlage für Spekulationen.

„Sorry, ich hab verpennt“, begrüßte Josephine den Lehrer, doch ihr Blick war wach und direkt, sie stand aufrecht und ganz und gar nicht wie ein ertappter Zuspätkommer, der sich eigentlich schämen und Buße tun wollte. Ein „Guten Morgen“ hatte sie geflissentlich übergangen und sie sah auch nicht so aus, als sei sie gerade aus dem Bett gefallen und in rühriger Panik auf dem Rad zur Schule gehechtet. Und wieder eine Unstimmigkeit. Stumme Mädchen, die ihren Platz in der Welt noch suchten, hatten fliehende, leise Stimmen und mussten sich wiederholen, bis man sie verstand. Diese hier nicht, sie sprach sogar eine Spur zu laut. Offenbar hatte sie ihren Platz in der Welt schon gefunden, dachte Bittner erstaunt, es wusste nur keiner davon, weil man es ihr einfach nicht zutrauen wollte.

„Ist schon okay, Josephine. Du kannst dich setzen.“ Unter den Augen ihrer lauenden Mitschüler, die wieder zu tuscheln und zu kichern anfangen, nahm Josephine ihren Platz am Fenster ein, stapelte Bücher auf ihrem Pult, schälte sich unbefangen aus ihrer Jacke. Ihre Augen blieben offen und wachsam, sie senkte nicht den Kopf und demzufolge wurde ihr folgendes Schweigen nicht als Kapitulation oder schlechtes Gewissen gedeutet, sondern eher schon als Gleichgültigkeit.

Ihre Bücher behandelte Josephine wie Neugeborene auf einer Säuglingsstation, was wieder für Zündstoff in der Klatsch- und Tratschfraktion sorgte. Notenkunde für Fortgeschrittene, Gitarrengriffe, Klaviernoten für Beethoven und Mozart, einige Musikerbiografien. Josephine war keine Streberin, dafür waren ihre Noten nicht gut genug. Gut zwar, aber nicht so, dass sie vermuten ließen, dass sie ihre Nachmittage am Schreibtisch verbrachte. Vielmehr schien es, dass sie vieles hörte und aufschnappte

und sich durch eine glückliche Fügung des Schicksals auch noch merkte. Sie zitierte nicht und lernte nicht auswendig. Was sie an Wissen zum Besten gab, war in eigene Worte verpackt, gut strukturiert und durchdacht.

„Sind die aus der Bibliothek?“ Als Bittner seine eckige, schwarze Brille zurecht schob und ihr freundlich zunickte, glitt ein Lächeln über ihr Gesicht. Es galt nicht ihm, sondern den Noten, die zuhauf zwischen den Seiten der Wälzer auf ihre Verwendung warteten.

„Ja.“

„Bis du deshalb zu spät?“

„Ja.“

Erstaunlich, dieses Mädchen. Warum erzählte sie dieses Märchen vom Verschlafen und gab nicht einfach zu, dass sie in der Welt der Bücher aufgehoben worden war? Die wahre Entschuldigung war für einen Lehrer doch viel leichter abzusegnen!

„Jeder von euch singt heute solo und du bist die nächste. Welches Lied hast du vorbereitet?“

Bittner stand auf, schob den Stuhl unter den Tisch und ging mit auf dem Rücken verschränkten Händen vor der Tafel auf und ab. Nicht unruhig, vielmehr in freudiger Erwartung darauf, dass er gleich die Klaviertasten unter den Fingern spüren konnte. Er war neugierig auf Josephines Stimme, denn oftmals offenbarte Gesang mehr vom Inneren, als es Worte taten. Dagegen konnte man schwer etwas unternehmen – außer nicht zu singen. Hier war Josephine im Zugzwang, ihre recht guten Noten ließen doch einen gewissen Ehrgeiz vermuten, der eventuelle Prinzipien wohl auszuradiieren vermochte. Die Stimme des Mädchens klang ebenso hell und ausdrucksstark, wie sie sich bewegte und wie sie einen ansah – beim Sprechen. Das ließ auch beim Singen Potential vermuten, obwohl oftmals nicht absehbar war, wie es klingen würde. Die anmutigsten Redner klangen grauenvoll, wenn sie Töne verfehlten, die Stimme wegbrach oder zitterte. Andere hingegen, die sich beim Sprechen aus der Masse nicht hervorhoben, überraschten durch glockenklare und das Herz berührende Melodien.

„Keins.“

„Wieso keins? Ich hatte euch doch eine Reihe von Liedern gegeben, aus denen ihr eins auswählen und vorher üben konntet. Hat dir keins gefallen?“

„Doch, aber ich werde nicht singen.“ Sie schaute ihn immer noch an, sah weder verlegen zur Seite noch schamvoll nach unten.

„Du musst dich nicht genieren, es singen doch alle, du bist in bester Gesellschaft. Und es wird schon nicht so schräg klingen, dass sich hier alle kringeln vor Lachen. Josephine, wenn du dich weigerst und mir keinen nachvollziehbaren Grund nennst, muss ich dir eine Sechs eintragen. Die wird schwer auszubügeln sein, aber alles andere wäre deine Kameraden gegenüber unfair.“

Er ging zum Klavier und schlug einen Akkord an, immer noch unentschlossen und darauf hoffend, sie würde sich bekehren lassen. Das war nun eindeutig eine Rebellion, aber sie war durch einen festen Willen gekennzeichnet und so unspektakulär geäußert, dass er nicht wusste, wie darauf zu reagieren

war. Das Schlimme war, er hatte die Vermutung, dass sie durchaus singen konnte. Warum stellte sie sich so quer? Angst vor einer Blamage konnte es nicht sein – es kümmerte sie sonst auch nicht, was Paul und Konsorten von ihr dachten und spöttische Kommentare prallten an ihr ab. Dass sie den Text nicht konnte oder irgendwie Probleme in der Ausführung hatte, daran glaubte Bittner erst recht nicht. Nicht Josephine, die sich Vokabeln allein durch flüchtige Blicke einprägte und gleichmütig dreißigstrophige Gedichte rezitieren konnte.

„Ich werde nicht singen, Herr Bittner.“ Kein banges Flehen um Verständnis begleitete ihre Aussage, kein hoffnungsvolles Buhlen um Nachsicht. Sie meinte es so, wie sie es sagte und dachte nicht daran, eine Erklärung abzuliefern, für sie war das Thema sichtlich erledigt – mit allen Konsequenzen. Sanft schwang der Hocker vor dem Klavier nach, als Bittner aufstand und einen Stift zückte, das Notenbuch aufschlug.

„Warum nicht, Josephine? Das ist doch kein Weltuntergang, wenn du nicht wie eine Opernsängerin klingst, hier sitzen ausschließlich Laien und es geht nur um eine Note, nicht um einen CastingWettbewerb“, versuchte er es erneut. *Du kannst singen*, wollte er hinzufügen, jemand, der sich diese Literatur um den Preis des pünktlichen Stundenbeginns auslieh, schleppte sich bestimmt nicht für einen guten Freund tot, sondern konnte nicht ganz unbegabt im musikalischen Bereich sein.

„Unsere Diva zickt rum, sind wohl Starallüren!“ Paul, der direkt hinter Josephine saß, zog sie neckend am Shirt.

„Lass das.“ Über die Schulter funkelte sie ihn an. Dann wandte sie sich wieder an Bittner.

„Ich werde nicht singen. Benoten Sie das nach Ihrem Gutdünken.“

Ein Seufzen unterdrückend schrieb Bittner eine Sechs in das kleine Kästchen neben Stendals Namen. Ungewöhnlich, das alles. Zu rechnen war mit üblem Geschrei und der Drohung, die zu Unrecht erhaltene Sechs werde zu Direktor Landauer getragen. Jedoch nicht von Josephine, die ihr Heft aufgeschlagen hatte und gerade etwas hineinschrieb. Ihre Gestik und Mimik besagten eindeutig, dass das Thema für sie abgeschlossen war.

„Gut, die nächste ist dann Sylvia. Kommst du bitte nach vorn?“

Ein pummeliges Mädchen erhob sich, schleppte sich schwerfällig durch den schmalen Gang und stellte sich vors Klavier. Der Alltag hatte sie wieder eingefangen, die erwarteten, harmlosen Albereien nahmen ihren Lauf und würden morgen vergessen sein. Ebenso wie Josephines Sechs. Ein Tag wie jeder andere, aber das seltsame Mädchen beschäftigte Bittner. Manchmal wirkte sie wie ein bis zum Anschlag gespannter Bogen, dann wieder, Momente lang, strahlte sie eine Verletzlichkeit aus, die anrührend war und ihn nicht hätte zum Nachdenken anregen dürfen.

Die Stunde tröpfelte in ihrem trägen Fluss dahin und über den Klavierklängen, die seinen Händen entsprangen, vergaß Bittner das Zwischenspiel, das eigenartig anmutete, sich bei weiterem Nachdenken jedoch nicht als allzu ungewöhnlich entpuppte. Schwache Stellen hatte jeder und bei Josephine war das Leck im Selbstvertrauen eben das Vorsingen, das sie eine leicht verdiente, gute

Zensur kostete. Andere Leute hatten viel schlimmere Macken. Und eigentlich, wenn er es sich recht überlegte, bedeutete das Nachdenken über ein rätselhaftes und undurchschaubares fünfzehnjähriges Mädchen einen recht unterhaltsamen Kontrast zu seinem eintönigen, stets gleichförmig dahin gleitenden Alltag, der ohne jede Spannung und frei von Absonderlichkeiten war.